

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Aus den Memoiren eines Kindes.

Mit einem neuen Proletarierdichter machen wir heute unsere Leser bekannt. Er heißt Ditto Luchenhagen, stammt aus einem Dorf in Westpreußen und hat das Malerhandwerk erlernt. Sein Erstlingswerk „Heutala“ ist im Verlag von Gustav Kiepenhauer in Potsdam erschienen. Es sind die Memoiren eines armen Jungen, Jugenderinnerungen an simple Geschehnisse, Personen, Szenen, Bilder — vorgetragen in kindlichen Anschauungs- und Ausdrucksformen. Aber keine Pose oder Masterade. Man hat das sichere Gefühl, daß diesem gereiften Mann — der Dichter ist kein Jüngling mehr — die Kinderseele erhalten blieb. Eine seltsam naive Phantasie, die jedes Alltagsereignis mit Märchenblumen umrankt und das Wunderbarste als alltäglich entgegennimmt. Im Vortrag jene Naivität, die nach Kinderart über alle Dinge, große wie kleine, im gleichen Ton tobernder Sachlichkeit berichtet und auf „Erwachsene“ leicht humoristisch wirkt. Das, was in diesem Proletarierdichter unserer Tage lebt, ist der gleiche Geist, aus dem in alten Zeiten die Naturpoesie der deutschen Sagen- und Märchenwelt geboren wurde, derselbe Born, dem das Volkslied entspringt. Ob dieser ganz einzügartigen Erscheinung in heutiger Zeit eine weitere fruchtbare Entwicklung beschieden sein kann und wohin der Weg führen wird, ist schwer vorauszusagen. Luchenhagen kann nur gestatten, was er erlebt. Und was erlebt ein Proletarier, der mitten in Berlin fünf Treppen hoch einsam haust und morgens nicht weiß, ob er zu Mittag ein Stück Brot und abends noch ein Dach über dem Kopf haben wird?

Die folgenden Proben aus „Heutala“ sollen unseren Lesern einen lebendigen Begriff von der Eigenart Luchenhagens geben und sie anregen, sich mit dem kleinen Buche selber vertraut zu machen.

Kurz hierauf, als die Glocken läuteten, kniete der Vater in der Stube zwischen diesen Töpfen mit hübschen Farben darin, womit er drei Beute aus Holz beschmierte und ihnen dann Pferdehaare unter die Nasen leimte. Mit den hölzernen Beuten war's aber so: Ich sollte mit ihnen spielen. Zu dem einen sollte ich „Kretz!“ schreien, zu dem anderen „Hauptmann!“ sagen, zu dem dritten aber, der keine Haare, aber eine rote und bunte Nase bekam, sollte ich ein hübsches Gesicht machen und „Lieber General!“ sagen. „Wenn du das alles richtig zu machen weißt,“ sagte der Vater, „dann kannst du soviel wie der Kaiser.“

Auch eine sehr große Windmühle mit Müllermeister und Gesellen darin stellte der Vater draußen auf. Zwei Gesellen drehten sehr schnell und mit weitaufgemachtem Mund die großen Flügel. Ein anderer zog immerzu an einem dicken Saad, und der Meister stand aufrecht und rauchte eine Pfeife.

Eines Morgens war die Mühle verschwunden, nur ein Arm vom Meister und seine Pfeife lagen da. Elisabeth und ich, wir rieten hin und her, wer die Mühle wohl weggeholt haben könnte, denn der Vater hatte gesagt: „Sie ist gestohlen!“ Schließlich glaubte ich Elisabeth, die mir sagte, daß die Gesellen den Meister im Finstern totgeschlagen, dann die Mühle auf den Rücken genommen und in ein anderes Land getragen hätten, wo mehr Wind für die Flügel ginge, damit sie diese nicht immer drehen mußten.

Bald nach der Mühle lag Elisabeth in einer langen, weißen Bade. Sie sah darin hübsch aus, denn sie hatte ein weißes Kleid an und Blumen in den Händen, hielt aber die Augen zu. Mutter, Olga und die Mutter weinten, und der Vater sprach nichts Lustiges. Ein Onkel mit zwei Kernein hielt die Hände hoch und erzählte was aus dem Himmel. Es gab Kuchen zum Essen.

Einmal wieder hörte Fritz auf zu schreien. Die Mutter stand an seiner Wiege, fing an zu weinen und sagte: „Er stirbt ja!“ Ich weinte auch mit, freute mich aber, daß das Schreien aufgehört hatte.

Ich sah hoch auf der Turnstange, machte die Hände nah und schrie nach dem sehr lauten Jungsenschnäuel hin: „Ich mache jetzt dreihundert Stimmeln! — Eins — zwei — drei — vier —“

Bei fünfzig hörte ich auf zu zählen, denn ein paar Jungsens zählten schon, bei hundert zählten alle Jungsens, und bei hundertdreißig zählten auch die Mädchens mit. Bei hundertsechzig kam der Lehrer raus, bei zweihundert die Lehrersche, und dann klappte die

Schule um, und die Chausseebäume waren ein grünes Rad, das verging auch, und ich sah nichts mehr. Das hundertmündige Zählen war wie eine tiefe Schürze, in die ich immer runterkam, die mich auffing und wieder hochdrehte, die zweihundertsechzigste Schürze ließ mich los — ich zählte aber alleine leise fort, denn die Erde machte jetzt die Stimmeln weiter — bei dreihundert hob ich den Kopf und sah zuerst die Lehrersche. Sie kam mit einem Apfel.

Strohstaken sind hoch wie Kirchen und stehen nachts still wie die Sterne über ihnen, aber von einem war mal ein Schreien zu hören gewesen; darum waren Leute mit Laternen nachsehen gegangen, hatten einen Jungen rausgezogen, ihm die Milchflasche gegeben, die Kuhnamen vorgefagt und das Flittern im Stall gebracht. Jetzt war Haha schon achtundzwanzig Jahre alt, konnte bis acht zählen, kannte alle Sachen und Tiere in seinem großen Stall, streichelte die Sonnenblumen hinter der Scheune, lachte, wenn die Glocken läuteten, klatschte in die Hände, wenn er einen Storch oder einen Regenbogen sah, und wenn ein Wind die alten Pappeln auf dem Weg zur Chaussee doch nicht weiter gefagt bekommen hatte, nun zurückkam, am Zaun und an Scheunentüren bog und Stroh in die Luft rief und gerurbelte, dann warf Haha einen Strang oder einen Korb hoch und kreischte.

Dies erzählte mir der Vater, als ich einmal nicht in die Schule zu gehen brauchte, sondern mitkommen durfte nach einem großen Fest, bei dem ich für einen Tag dem Mädchen die Kühe hüten helfen sollte, weil Haha abends nicht zurückgekommen, vielleicht fortgelaufen war.

Zu hüten waren sehr viel Kühe und auch ein Bulle, der wollte sich immer in die Wiese reinbohren und schnauzte mehr als er graste. Darum bekam ich Kefel von dem Mädchen, soviel ich wollte.

Als wir die Kühe abends in den Stall gelagt und mit weißem Stroh bis an den Bauch gestreut hatten, gab's Birnensuppe, Kartoffeln, gebratenen Speck, Milch und zwanzig Pfennig Tagelohn. Weil der Vater zum Nachhausegehen noch nicht aus der Herrenstube rauskam, besah ich mir im Stall die vielen Peitschen, den kammigen großen Häckselkasten, die blanken Mädchenbilder an der Wand und die Harmonikas von den Knechten, und dann wollte ich mich auch an einer hohen Bretterwand in die Höhe ziehen, um zu sehen, was dahinter war, aber ein Knecht rief: „Du, fall em nech en de Kreppe“, de Eber hät noch len Dwendlast!“ Extra standen zwei schneeweisse Pferde, hinter denen ich abertegte, ob ich wohl dazwischen gehen und ihre blanken Halshaare anfassen könnte oder lieber nicht, als von draußen einer in den Stall kam. „Haha!“ riefen die Knechte auf den, besahen ihn und fragten: „Wo best du west?“ Mädchens brachen Schisseln mit demselben Abendbrot, und Haha mußte sich hinsetzen, zu essen anfangen und dabei erzählen, denn die Leute setzten sich um Haha rum und wollten alles wissen. Ich konnte bloß sehen, daß Haha mit dem Löffel hohe Bogen nud lange Striche in der Luft machte, sein Sprechen dazu verstand ich nicht, aber die vielen Knechte und Mädchens zusammen bekamen raus, was er meinte. Haha hatte sich vorigen Abend mal ganz alleine Stilleschwärze vom Kropf holen wollen. Ja, aber, als er auf der Chaussee ging, häng nah und niedrig auf einem Heustaken den Mond. Als er hinkam, hatte sich der Mond hinter Bäumen paar Wiesen weiter versteckt, und Haha ging auch dahin, und weil ihm das Gehen Spaß gemacht hatte, über die Bänder immer weiter und weiter bis an zwei eiserne Stangen, wo er sich hinsetzte und einschlof. Hell war's gewesen, als er wach wurde, und Haha war jetzt zwischen den eisernen Stangen gegangen, um zu sehen, wie lang die waren. Als er sich einmal umgedreht hatte, sah er ein langgebogenes schwarzes Biest, mit Dampf aus dem Kopf, sich gerader machen. Vielleicht war das von der letzten Menagerie fortgelaufen und troch hier rum. Dieses neue, ganz unbekannte Las konnte bimmeln, hatte den Hufen gehabt, und unten an einer Bode stangerten ihm schwarze Knochen, die kauten wohl an einem Menschen, der schon bis an die Arme ver-

\*) Krippe.

\*\*) Abendbrot.

schluckt war, mit den Händen in der Luft zappelte und einen schwarzen Mund immer weit aufriß. Haha machte sein Brotmesser auf und guckte nach einem Stein, aber dem Vieß sein Gesicht wurde größer, spuckte, grunzte, raute, brüllte gräulich... Dann war's Haha so gewesen, als wenn er sehr geschlafen und das große Gespenst bloß geträumt hätte. Sein Kopf und die Seite taten ihm weh, und er wunderte sich, daß er nicht aufgefressen war, denn er lag im Stroh in einem halbdunklen Stall, wo Hocklinge\*) drin waren, und der Hocklingstall flog und fuhr mit Gedonner, als wenn er am Himmel fuhr durch ein Gewitter. Mit einem Mal war's langsamer geworden und hatte alles aufgehört, aber zwei Menschen, wie Postboten so blau, waren durch eine Tür reingekommen und hatten sich gefreut, daß Haha schon wach war und zu ihm gesagt: „Komm raus!“ In der Tür hatte Haha sich gefreut und gelacht, weil gleich die Erde da war, daß er nicht in die Luft runtersaufen mußte. Die Postboten wollten ihn wohin mitnehmen, aber der Bestier Stoppelfranz (bei dem Haha einmal beim Maschinendreschen im Kaudloch das Stroh hatte wegnehmen müssen, wofür er abends einen großen Schnaps gekriegt, darauf schwarz und lustig im Gesicht nach Hause gekommen war, und hier durchaus dem Herrn seine Kutschperde anspannen und auf dem Hof rumfahren gewollt hatte), der Stoppelfranz war hinter einem Zaun mit einer Peitsche vorbeigegangen, hatte Haha angesehen, dann die Postboten viel gefragt, mit ihnen geredet, sich die Beule an Haha seinem Kopf angeguckt, ihn mitgenommen über lauter Steine und ihn zwischen diesen Häusern und Ecken halb aus Glas, Semmel und Wurst gekauft. Hinter dem vielen Glas hatte Haha ein hübsches Pferd mit neuen Stiefeln, anderwärts Hosen, und überall viele rote, gelbe und blaue Stücke und Streifen gesehen. Jetzt machte Haha beim Erzählen wieder einen langen Strich mit dem Köpfel, so lang und immerzu sollte die Chaussee gewesen sein, auf der Stoppelfranz dann mit ihm bis hierher gefahren war. Noch einmal wollte Haha den Mond nicht greifen gehen.

Als ich freigesprochen war, setzte der Vater seine Brille auf, besah mein Gehilfenstück und sagte dann: „Bleib noch hier und mal unsere Decke“, und die neue Mutter sagte: „Ach ja!“ Der Vater machte aus Pappelholz eine Palette, kaufte Lack, schmale Pinsel und teure Tuben. Ich lackierte die Decke schneeweiß und blank, machte zwischen den Balken breite Frieße mit vierundzwanzig noch breiteren Kreisen drin, stand vier Wochen auf einem Stuhl und malte Bilder in die Kreise. Der Postkillion aus der Stadt, der sich jeden Nachmittag zwei Stunden bei uns am Ofen wärmte, mußte zwei Tage, bis ich ihm seinen Rücken auf dem hohen, gelben Bod gerader malte. Die Bauern guckten über sich und sagten zu jedem Kreis: „Ahl!“ Felsen mit Bären drauf, Ziegen, Monde mit Schiffen, Strohstaken mit Tauben, besoffene Stromer, den lieben Gott, Flieder, Haifische, Birnen, Hengste und Wolken malte ich, band diese Bilder mit hupfenden Krähen, fliegendem Bergheimeinnicht und purzelnden Engeln zusammen und machte um die Frieße und Kreise noch goldene Linien.

Im „Geselligen“ wurden junge Mäter gesucht. „Da saß ich hal!“ sagte ich.

Als ich schon weit hinter den beschneelten Bergen war, sah ich Eckerts August, der verstreute Dung auf einem Band. „Wo gehst du hen?“ rief er mit den Handschuhen am Mund. Ich rief zuerst den Stadtnamen, und als er den nicht verstand, rief ich: „In die Welt!“

Als ich dann mit den Händen um mich schwappste, weil mir die Finger froren, sah ich Eckerts August noch still stehen. Er hatte das Kinn auf dem Forkentiel und sein Gesicht nach mir.

## Der Muschik.

Von Anker Kirleby.

Wie entnehmen das folgende interessante Kapitel dem Werk des hänischen Publizisten Anker Kirleby: „Russisches Tagebuch“, das von Erwin Magnus aus dem Dänischen übersetzt und von Otto Fiske eingeleitet wurde. Das demnächst im Verlage Glens Gollschalk erscheinende Buch kann den Anspruch erheben, das erste russische Material über das neue Weltreich zusammengebracht zu haben.

Was sagt der Muschik?

Die Revolution ist von den Industriearbeitern der großen Städte geschaffen. Sie wird ständig von ihnen gehalten. Aber der russische Bauer, der Muschik, wird ihre Zukunft entscheiden.

Von den 150 Millionen Menschen Rußlands wohnen 130 Millionen auf dem Lande. Vor dem Weltkrieg hatte der russische Bauer allein zur Ausfuhr einen Ernteüberschuß von gegen 10 Millionen Tonnen Korn, ein Viertel der jährlichen Kornerzeugung und mehr als die gesamte Ausfuhr aus Kanada, den Vereinigten Staaten und Argentinien zusammen.

Was sagt der Muschik?

Tag auf Tag, Nacht auf Nacht fährt der Zug über die Steppen. Die einzelne Unterbrechung in der Einsamkeit der Landschaft sind die Dörfer, die wie Maulwurfshügel am Horizont auftauchen, zu gleichartigen Reihen von Korndelmen wachsen — bis sie endlich

\*) Bänke.

die Form einer langen Straße mit grauen, sonnengebleichten Häusern annehmen, die aus Planen erbaut sind und fast verschwinden unter dem klobigen Riesenhut des schmutzigen Strohdaches. So sah Europa zur Zeit der Völkerwanderung, so sieht Rußland heute aus.

Am einen Ende des Dorfes erhebt sich die Kirche über die mit Erde bemaltenen Hütten wie eine prachtvoll strahlende Theaterdekoration, die alle Kraft des Dorfes in sich gesammelt und alle Farbe und Schönheit der Landschaft aufgesogen zu haben scheint. Im Schutt zwischen den Häuserreihen tummeln sich Schweine, Kinder und Kälber, auf den Feldern dahinter zieht der Muschik seine schwarze Furche mit dem trummen Holzstück, womit er dreihundert Jahre lang gepflügt hat.

Oben ist der russische Bauer ein verklärter Büchel von Haar und Bart, unten ist er ein Paar graue Stulpen mit Schilfpantoffeln (Papti), während die Beine in lange Bänder schmutziger Bandagen (Bortianki) gewickelt sind. So watete er im Mittelalter durch den fetten Morast der Felder, so watet er noch heute zum Bahnhof, wenn der Zug erwartet wird, um Keuigkeiten zu hören.

Auf einem Nebengleise hält gerade ein Zug mit Blechwagen, und jeder Wagen ist ein Bauernhaus auf Rädern. Eine rostige Eisenröhre ragt zu einer Türspalte heraus und spuckt sauren Torfrauch; drinnen erblickt man undeutlich im Halbdunkel Kühe und Menschengestalten. Hier und dort ist der Wagen mit einem Kranz aus Kiefernbüscheln, einem Tannenzweig oder der kolorierten Seite eines illustrierten Blattes geschmückt: ein Wagen hat sogar Glas in den Loken mit Gardinenspihen aus ausgeschnittenen Zeitungspapier. Jetzt öffnet sich eine Schiebetür, eine kurze, selbstverfertigte Kiste wird auf den Boden gesetzt, und heraus wimmeln barschige Kinder in schmutzigen Hemden und verrichten ihre Notdurft frei zwischen den Schienen.

Er ist ein Zug voller Bauern, die in den ersten Jahren des Weltkrieges von ihrer Heimat in Polen und der Ukraine vertrieben sind und auf ihrer Flucht Hals über Kopf ganz bis nach Sibirien kamen. Sie haben in der Gegend von Tschaschabinsk gewohnt, und erst jetzt, zehn Jahre später, werden sie Dorf um Dorf heimgeschickt, um vielleicht nur einen umgestürzten Schornstein vorzufinden. Man rechnet damit, 25 Tage unterwegs zu sein.

Der russische Bauer hat eine noch längere Reise vor sich. Er ist vom Mittelalter aufgebrochen und befindet sich auf dem Wege durch die dreihundert Jahre. Er ist von seiner Finsternis aufgebrochen und soll nun zum Lichte. Er hat bis zur Revolution in einer Vorstellungswelt aus der Hergezeit gelebt; der Teufel spielte beständig eine große Rolle in den Dörfern. Die Heinzelmännchen wohnten auf dem Boden, und die Kampyre trafen Leichen und saugten das Blut aus den Lebenden. Der englische Forscher Barnes Stenerie, der mit Graf Leo Tolstoj und Graf Bobrinski das Land bereist und das Studium der russischen Folklore zu einer Spezialität gemacht hat, behauptet (noch im Jahre 1914), daß der Bauer in demselben phantastischen Milieu lebt wie der Handwerker in Shakespeares „Sommernachtstraum“, zwischen Waldschrotten, Wurzeln und bösen Geistern mit grünen, bis auf die Knie reichenden Haaren. Eine Kacke, ein Schwein, ein Teekessel können auf ein verkehrter Nachbar sein, und auf dem Besenstiel in der Ecke retten die Geister zum Eseloberer bei Kiew. All dieser Aberglaube ist nicht nur eine lohnende Unterhaltung am Ofen, er erteilt praktisch in das tägliche Leben ein. Wenn sich ein junges Bauernmädchen nicht rechtzeitig verheiratet, muß es natürlich von einer Kivalin im Dorfe verheiratet sein, die ihre Verwandtschaft mit dem Teufel dadurch verrät, daß sie auch einen Schwanz tragen soll. Wehe den unglücklichen Weibern, die in solchen Verdacht geraten, das Dorf läßt sie nicht in Frieden, ehe man körperlich festgesetzt hat, daß sie unter ihren Röcken keinen Schwanz verbirgt. Ja, was hat der Teufel alles zu tun! Das Korn darf nicht nach Jahreszeit oder Witterung, sondern nach den Tagen gewisser Heiligen gesät werden, die der Almanach anzeigt, und nicht nach landwirtschaftlich erworbenen Regeln, sondern unter Entfaltung bestimmter heiliger Jeremianen.

Welche Arbeit, 130 Millionen Menschen durch einen dunklen Tunnel von 300 Jahren bis zur Gegenwart zu führen, wo der Tractor rasend dahinschaut wie der Feuerwagen des Propheten Elias.

In seinen Bestrebungen, den Muschik zum modernen Agraranten zu machen, hat das Landwirtschaftskommissariat Millionen von Schriften, Festen, Almanachs und Plakaten verschickt. Ein besonderer Verlaß ist Sinaerischel, um kleine Bücher über Weiten, Inktrout, Maw's, und Frauenleuche billig oder umsonst zu verbreiten. Die Landwirtschaftskonsulenten reisen herum und halten Vorträge. Man hält Kurse ab, organisiert Ausstellungen.

In allen größeren Städten Rußlands hat die Regierung „Bauernhäuser“ als Zentren für die Aufklärungsarbeit unter den Bauern errichtet. In Moskau liegt die Hauptzentrale Dom Kristiania — das „Haus der Bauern“. Man hat dazu einen größeren früheren Hotelkomplex im Zentrum der Stadt nationalisiert. Alle Läden im Erdgeschoss sind an private Geschäfte, darunter ein Kino, vermietet, und die Miets bezahlt den Betrieb des Hauses. Die Abrige Aufsicht ist dem Muschik überlassen.

Hierher kommen die Bauern mit Papti und Bortianki und verfluchen Port aus allen Ecken des Rußlands gerückt. Hier bringen sie ihre Frauen und Wünsche und Klagen vor. Die Regierung hat die tüchtigsten Sachverständigen engagiert, die umsonst Auskunft

In allen landwirtschaftlichen Fragen, in juristischen und ökonomischen Dingen erteilen. Hier ist ein Mischel aus Simbirsk, der wegen einer Krankheit unter den Schweinen um Rat fragt, dort sind zwei aus Kostoff, die neue Sämaschinen kaufen und nun die Gelegenheit benützen wollen, um einen alten Streit um einen Wasserlauf entscheiden zu lassen oder um ihren Hans zu verkaufen. Ich besah eines Tages den ganzen Betrieb unter Führung des Hauskommandanten: es gab natürlich einen Lesesaal und eine Bibliothek, es gab Vorlesungssäle, in denen die kundigsten Agronomen über Haustiere und Zucht sprachen, es gab ein besonderes Kino, wo die neuesten amerikanischen Nähmaschinen und die besten australischen Nähmethoden in lebenden Bildern gezeigt wurden. Am wichtigsten von allem war vielleicht eine reichhaltige Museumsabteilung, wo die Bovern im Anschauungsunterricht alles finden, was mit Landwirtschaft zu tun hat: Proben von Erde, Dünger, Getreidearten, Modelle von Hausstempeln, Bilder von Haustieren, Schemata über Krankheiten, Statistiken über Sämereien, nützliche Bäume, schädliche Insekten, praktische Reitereier, Muster von elektrischen Einrichtungen für einen Bauernhof. . . . Ein paar Professoren waren zur Stelle, um Erläuterungen zu geben.

Ein ganzes Stockwerk wurde als Schlafraum benutzt. Hier wohnten die Bauern zu zweien oder dreien für wenige Rubel die Nacht zusammen. Hier befanden sich Badezimmer, Wäscherei und Schneiseaal. Bei der Ankunft sind die Bauern verpflichtet, zu baden und ihr Zeug desinfizieren zu lassen; in der Zwischenzeit liefert man ihnen teilweise anderes Zeug. Ueberall sah man die Drischriften: Dieses Zentralhaus der Bauern gehört dem Vofkel. Achte gut auf alles, alles hier ist Eigentum des Vofkes! Außerdem gehören zu dem „Haus der Bauern“ zwei fünf Werst vor Moskau gelegene Mauerhöfe; in dem einen betreibt man modernen Ackerbau und Viehzucht, in dem andern rationelle Obstzucht. Hierher kommen die Bauern und sehen die Theorien blühen und Früchte tragen.

Die Konsulenten erzählten, daß sie täglich 80 bis 100 neue Besucher hätten. Man hat bereits mit Erweiterungsarbeiten begonnen und wird in einem Monat fünf Stockwerke mit 400 Betten in Gebrauch nehmen. Nach einwöchentlichem Aufenthalt in der Hauptstadt reist der Mischel dann nach Hause mit neuen Ansichten und mit einer neuen Wfsuvschar als Gepäd. Dieser und jener läßt auch seine Lapti und Portlantt zurück, trägt statt dessen ein Paar Schastflesel und hat das Hemd in die Hofe gesteckt.

## Pasquinos Spottverse.

Von Franz Lauffötter.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts, so wird berichtet, lebte in Rom ein Schneider mit Namen Pasquino, der eine scharfe Zunge besaß, die er mit Vorliebe an dem Papst und der hohen Geistlichkeit wachte. In seinem Laden verkauften gleichgesinnte Lästermäuler, die ihre Zeitgenossen nach allen Regeln der Kunst durchhedehten und an niemandem ein gutes Haar ließen. Bald gab es in dem „heiligen“ Rom keinen Spottvers, keinen gepfefferten Witz und keine scharfe Satire mehr, die nicht dem Pasquino und seinen Kumpanen zugeschrieben wurden. In der Nähe des Hauses stand eine alte, abgebrochene Säule, an der häufig Bettel angeklagt waren mit bitteren Bemerkungen und Spottversen. Diese Gedichte, von denen uns ungefähr tausend überliefert worden sind, waren meistens in lateinischer Sprache abgefaßt; erst später erschienen sie auch in der Volkssprache. Sie sind gesammelt und veröffentlicht worden. Wie in einem Hohlspiegel erscheinen in ihnen die Geschichte der römischen Päpste der letzten vier Jahrhunderte, weil vorwiegend sie die Zielscheibe des Spottes waren. Viele dieser Verse sind wegen ihrer Verbtheit unübersehbar, manche haben wegen ihrer lokalen Beziehungen an Interesse eingebüßt, einige verdienen noch heute Beachtung.

Als der Papst Alexander VI. starb, quoll ihm ein Blutstrom aus dem Munde. „Das ist nicht zu verwundern,“ meint Pasquino, „es ist all das, was er bei Lebzeiten getrunken hat und nicht verdauen konnte.“ Beim Tode Hadrians VI. klebte an der Tür seines Leibarztes ein Zettel mit der vielgelobten Inschrift: „Dem Befreier des Vaterlandes das dankbare Rom!“ Leo XII., dessen Lebenswandel nicht einwandfrei gewesen sein soll, erhielt den Spottvers: „Heiliger Vater? Hm, hm! Vater ist er mehrfach, aber heilig ist er nicht!“ Er schied während des römischen Karnevals aus dem Leben, worauf eine Trauerwoche angeordnet wurde, was Pasquino zu der Klage veranlaßte: „Du brachtest, Leo, dreifach uns Verderben. Erst: Papst zu werden, dann: so spät zu sterben, und schließlich: uns den Falschung zu verderben.“ Sein Namensvetter, der verschwenderische, geldgierige Leo X., der Zeitgenosse Luthers, erhielt den hieb: „Wißt ihr, was Leo außer seinem Namen noch vom Löwen hat? Nichts als die Gefäßigkeit!“ und als Grabchrift bekam er: „In diesem Grabe faukt der Leib Leos Er, der seine Schätlein so mager zurückläßt, macht nun das Erdreich fett.“

Der fromme und eifrige Papst Plus V. tat viel für die sittliche Hebung seiner Römer, entging aber trotzdem nicht der Geißel Pasquinos. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern, die überall Standbilder errichteten, hielt er nicht viel von solchen Dingen. Das einzige Monument, das er während seiner Regierungszeit bauen ließ, war eine öffentliche Bedürfnisanstalt, was Pasquino folgendermaßen bekräftigte: „Unser heiliger Vater, der uns so viel zu schlucken gegeben hat, was wir nicht verdauen können, errichtete als würdiges Monument dies schöne Haus.“ Der berühmte Papst Sixtus V., der als Junge die Schwelme geküßt hatte, war einem Schuster einen Giulio (25 Pf) schuldig geblieben. Später erinnerte er sich

daran und machte den Sohn des Schusters zum Bischof. Darauf bezieht sich folgender Spottvers: „Was kosten heutzutage die Bisstümer? Einen Giulio das Stück.“ Eines Tages bat die Frau eines zum Tode verurteilten Mörders den Papst, er möge doch ihren Mann begnadigen, erhielt aber die Antwort, er habe bereits einer anderen Dame, der Götin der Gerechtigkeit, die nach Rom gekommen sei, sein Wort verpfändet. „Arme Frau Justitia,“ höhnte Pasquino, „du wirst dich in dem großen, unbekanntem Rom verlaufen, denn du bist noch niemals hier gewesen.“ Als dieser Papst einen Mann hinrichten ließ, der vor 36 Jahren einen Mord begangen hatte, fand man eines Morgens auf der Engelsbrücke die Bildsäule des Apoi als Petrus mit Reisemantel und Kanonenstiefeln geschmückt, darunter die Worte: „Ich muß Rom verlassen, denn ich fürchte, daß der gestrenge Sixtus, der sich alle Sachen aufwärmt, mir den Prozeß machen wird weil ich vor 1500 Jahren im Garten Sesthemans dem Malchus ein Ohr abgehauen habe.“ Sixtus ärgerte sich erklärlicherweise über diese Stacheln, und als die Spötter sogar seine frühere Tätigkeit als Hütelunge und die seiner Schwelme als Wäscherin durchhedehten, erließ er einen Aufruf, daß sich der Verfasser melden möge. Er sollte hunderttausend Taler haben und es solle ihm nicht ans Leben gehen. Der Verfasser meldete sich, der Papst ließ ihm die Geldsumme auszahlen und die rechte Hand abhacken.

Da war ein anderer Pasquino gewicht, der zur Zeit Urbans VIII. lebte. Dieser Papst hatte bei seinem Regierungsantritt eine Verfügung erlassen, wonach das Tabatschnupfen in der Kirche bei Strafe der Exkommunikation verboten wurde. Tags darauf hieß es an der Säule: „Wißt du wider ein fliegendes Blatt so strenge sein und einen dünnen Halm verfolgen?“ Dem Papst scheint der Satz gut gefallen zu haben, denn er bot dem Verfasser 500 Taler an, falls er sich melde. Pasquino aber antwortete: „Gib dem Hieb das Geld, denn seine Worte sind es. Sie stehen im Buche Hiob, Kapitel XIII, Vers 25.“ Dem Papst Paul III., der die Pasquinos verfolgte, wurde folgender Spottvers gewidmet: „Einstmals bezahlten die Päpste die Dichter, damit sie ihr Lob sängen, was würdest du mir bezahlen, wenn ich schwiege!“ Allerdings war die Tätigkeit der Spottvögel nicht ohne Gefahr, manch einer von ihnen hat durch die barbarische Sitte jener Zeit seine Spötterei mit dem Leben bezahlen müssen.

Eins der letzten Spottgedichte bezieht sich auf den frommen Josef Labre, der vom Papst Leo XIII. heilig gesprochen worden ist. Dieser sonderbare Heilige übertrieb die Unsauberkeit so sehr, daß er sich niemals wusch und in einem Schweinestalle wohnte. Der Dichter schilderte dessen Aufnahme in den Himmel zugleich mit seinem Gefährten, einem fetten Schwein. Die beiden haben eine ungemein große Nehmlichkeit miteinander: „Nicht mal der Herrraat kam, ich möcht's beziden, das falsche Schwein vom echten unterscheiden.“ Zum Schluß sei noch ein berühmter gewordener Witz erwähnt, der während der Besetzung Roms durch Napoleon Bonaparte im Jahre 1810 entstanden ist. Es war die Frage angeschlagen: „Ist es wahr, Pasquino, daß alle Franzosen Räuber sind?“ und darunter stand die Antwort: „Nicht alle, aber buonaparte!“ (d. h. ein guter Teil).

## Friede auf Erden.

Da die Hirten ihre Herde  
ließen und des Engels Worte  
trugen durch die niedere Pforte  
zu der Mutter und dem Kind,  
fuhr das himmlische Gefind  
fort im Sternennraum zu singen,  
fuhr der Himmel fort zu klingen:  
„Friede, Friede! auf der Erde!“

Sei die Engel so geraten,  
o wie viele blutige Taten  
hat der Streit auf wildem Pferde,  
der geharnischte, vollbracht!  
In wie mancher heiligen Nacht  
sang der Chor der Geister jagend,  
dringlich stehend, leis verlagend:  
„Friede, Friede . . . auf der Erde!“

Doch es ist ein ewiger Glaube,  
daß der Schwache nicht zum Raube  
jeder strecken Mordgebärde  
werde fallen allezeit:  
Etwas wie Gerechtigkeit  
webt und wirkt in Mord und Grauen,  
und ein Reich will sich erbauen,  
das den Frieden sucht der Erde.

Mähtlich wird es sich gestalten,  
seines heiligen Amtes waffen,  
Waffen schmieden ohne Fährde,  
Flammenschwerter für das Recht,  
und ein königlich Geschlecht  
wird erbüßn mit starken Söhnen,  
dessen helle Tuben dröhnen:  
Friede, Friede auf der Erde!

Konrad Ferdinand Meyer.

**Shakespeares Einkommen.** Nach allem, was wir wissen, gehörte Shakespeare zu den wenigen Genies, die außer ihrer großen Phantasiebegabung auch einen nüchternen Geschäftssinn besaßen. Er hat es verstanden, durch geschickte Transaktionen sich ein hübsches Vermögen zu erwerben, und konnte sich als wohlhabender Mann nach seiner Heimat zurückziehen, wo er namhaften Besitz erworben hätte. Aber wie viel Shakespeare jährlich verdient haben mag, darüber sind sich bisher die Gelehrten noch nicht klar gewesen. Nun hat jüngst der Shakespeare-Forscher Anthony Vertram in einer Vorlesung behauptet, Shakespeares Einkommen während den letzten Jahren seines Lebens habe sich jährlich auf 5000 Pfd. Sterling nach dem Geldwert von heute belaufen. Das wären also 100 000 Goldmark — eine Jahresseinnahme, wie sie auf dem Gebiet der Kunst heutzutage wohl nur von Filmsternen und Operettenkomponisten erreicht wird.

## Vom Menschen

**Eintritt des Todes nach der Hinrichtung.** Häufig hat man beobachtet, daß bei Hingerichteten das Herz noch mehrere Minuten schlagen hat, und namentlich bei Verbrechern, die durch den Strang zu Tode gebracht wurden, konnte man feststellen, daß der Herzmuskel noch zehn Minuten, ja über eine Viertelstunde lang funktionierte. Derartige Feststellungen wurden von den Ärzten ursprünglich bestritten, bis genaue Untersuchungen die Richtigkeit dererartiger Wahrnehmungen ergaben. Denn eine so lange Fortdauer des allerdings immer schwächer werdenden Herzschlages ist bei Gehängten in der Tat möglich. Zahlreiche an Menschen und Tieren gemachte Beobachtungen lehren, daß das Herz mitunter überraschend lang weiterschlägt, wenn der Tod bereits eingetreten sein muß. Diese Beobachtung ist auch an Enthaupteten gemacht worden, und ein weiterer Beweis dafür ist die bekannte Tatsache, daß man heute sogar kinematographisch festgelegt hat, daß bei Tieren selbst das herausgeschüttelte Herz noch fortpulst. So sah Henke an der Leiche eines geköpften Mörders noch fünfzehn Minuten nach der Enthauptung das Herz in Bewegung; es machte 60 bis 70 Kontraktionen in der Minute. Onimus konnte bei Enthaupteten sogar noch zwei Stunden nach dem Tode Zusammenziehungen des rechten Herzohres nachweisen. Ebenso fand Koppach bei einem in Würzburg durch das Fallbeil hingerichteten jungen Mann 36 Minuten nach dem Tode das Herz zwar regungslos, er konnte jedoch durch mechanische Reizung noch nach zwei Stunden Bewegungen des Herzens erzielen. Die Fortdauer des Herzschlages unter solchen Umständen ist nur eine rein lokale Lebenserscheinung, ebenso wie z. B. die Fortdauer der Reizbarkeit der Muskulatur, die man noch zwei bis vier Stunden nach dem Tode beobachten kann. Ebenfalls sind Wahrnehmungen über die Fortdauer des Herzschlages und anderer örtlicher Lebenserscheinungen, insbesondere über die Fortdauer des Herzschlages nach dem Tode von wissenschaftlichem Wert, und eine Belehrung des Publikums über solche Erscheinungen ist schon deshalb angezeigt, weil der Laie den Herzschlag mit Leben und Empfindung identifiziert und geneigt ist, aus dem Umstand, daß bei einem Hingerichteten das Herz seine Bewegungen nicht augenblicklich einstellt, zu schließen, daß der Delinquent mehr als unbedingt notwendig zu leben hatte. Die Erfahrung lehrt aber, daß beim Eintreten der Todesursache das Bewußtsein und somit auch die Empfindung ungemein rasch erlischt.

## Sprachkunde

**Die Namen der Kartoffel.** Die Kartoffel, die als wichtigstes Nahrungsmittel unter uns so heimisch geworden ist, hat auch verschiedene Namen erhalten, da das Volk mit dem Fremdwort, das in „Kartoffel“ steckt, nichts anzufangen wußte. Nach der Entdeckung der Kartoffel suchten die Botaniker, die sich zuerst mit ihr beschäftigten, sie schon bei den alten Griechen nachzuweisen, und Celsus wollte sie „Arachidna“ nennen, weil er in ihr diese antike Frucht wiederzufinden glaubte. Die Arachidna war aber wahrscheinlich eine Art Trüffel; jedenfalls hat sich das Wort nicht eingebürgert. Die Eingeborenen Perus nannten die Knollen „Pape“ oder Papas. Die Italiener, die die Kartoffel zuerst als Nahrungsmittel verwendeten, gaben der Frucht den Namen Taratuffoli, d. h. „Trüffelchen“, da die Knollen einwie Mehlstückel mit Trüffeln haben. Als die Pflanze aus Italien nach Deutschland kam, formte man die italienische Bezeichnung in Partuffeln, dann in Toffeln, in Kartoffeln und schließlich Kartoffeln um. Der englische Name „Potato“ kommt ebenfalls von einer Verwechslung her, denn er stammt von der schon früher bekannten Baiale, die man mit der Kartoffel gleichsetzte. In gewählter Sprache wird im Englischen die Kartoffel auch „The Noble Tuber“, die edle Knolle, genannt. Die Franzosen nennen die Kartoffel „Erbsapfel“, ebenso die Holländer, und auch bei uns hat sich diese Bezeichnung eingebürgert. Im Elsaß heißen die Kartoffeln Erdbirnen, in Oesterreich vielfach Grundbirnen oder Grumbirnen. Die böhmische Bezeichnung „Brambur“ ist eine Verstämmelung aus „Brandenburger“; die Kartoffel kam nämlich über die Mark Brandenburg und Schlesien nach Böhmen und wurde dort nach der Herkunft genannt. Merkwürdigerweise haben die Amerikaner, aus deren Heimat die Kartoffel stammt, keine eigene Bezeichnung für die Frucht. In den Vereinigten Staaten heißt die

Kartoffel „Irish Potato“ zum Unterschied von „Sweet Potato“, wie die Baiale genannt wird. Diese Bezeichnung deutet darauf hin, daß die Kartoffel aus Irland, wo sie zuerst in großen Maßstab angebaut wurde, nach Nordamerika eingeführt worden ist.

## Erdkunde

**Das seltenste Blumenland der Erde.** Noch vor wenigen Jahren galt Hawaii, die größte Sandwälder-Insel, für das Blumenparadies der Welt. Die fortschreitende Kultur hat jedoch die reichhaltige Flora des Landes sehr gelichtet. Viel der farbenprächtigen Blumen des Eilandes haben seltsame Eigenümlichkeiten an sich. So blüht der Hau-Baum nur einen einzigen Tag im Jahr. Seine Blüten öffnen sich am Morgen und schließen am Abend ihre Kelche. Ueber Nacht fallen sie ab und bedecken die ganze Landschaft mit einer rötlich weißen Schicht, die an im Morgenlicht schimmernden Schnee erinnert. Eine seltsame Pflanze ist auch der Hauhille. Er blüht nur am Tage, und was noch seltsamer ist, seine Blüten wechseln von Zelt zu Zelt die Farbe. Der Koa-li-Wahu zählt ebenfalls zu den eigenümlichsten Pflanzen, deren Farbenpracht mit der Jahreszeit wechselt. Während seine Blüten am Morgen in tiefem Purpur leuchten, sind sie mittags grün und schillern beim Untergang der Sonne in dunklem Saphirblau. Viele Blumen auf Hawaii blühen nur während der Monate April und Mai. Die größte Anzahl jedoch trägt das ganze Jahr hindurch Blüten. Ihre Früchte sind zum großen Teil essbar und dienen den Eingeborenen als Nahrung. Bemerkenswert sind auch die prächtigen Orchideenarten, deren Farbenspiel von unbegreiflicher Schönheit ist. Eine Art ist als sogenannter „Fliegenfänger“ bekannt. Ihre Blüten schließen sich, sobald ein Insekt eingedrungen ist. Andere wiederum strömen einen beläufigen Duft aus, der die in der Nähe flatternden Schmetterlinge wie gelockt zu Boden streckt. Eine von Botanikern sehr gesuchte Orchideenart ist die „Stundenblume“, die einmal im Jahre und nur eine Stunde lang blüht. Von den vierhundert Arten, die in Hawaii früher gezüchtet wurden, sind jetzt nur noch wenige vorhanden. Es wird wohl kaum lange währen, bis auch diese der modernen Kultur zum Opfer gefallen sein werden.

## Naturwissenschaft

**Sind Reptilien zu dressieren?** Hagenbed hat das Wort geprägt, daß Reptilien die am schwersten zu dressierenden Tiere seien. Gute Behandlung mache auf sie keinen Eindruck, Hunger verlange bei ihnen auch nicht; denn sie seien durch ihre Konstitution in der Lage, Hunger oft monatelang zu ertragen, ja, sie seien sogar daran gewöhnt. Und eine Züchtigung sei nach ihrer ganzen Gestalt ausgeschlossen. Wenn trotzdem bei ihnen eine Dressur möglich ist, so ist sie nur primitiver Natur, und fast regelmäßig auf den Einfluß von Musik zurückzuführen, die sie lieben. Besonders über die Schlangendressur äußert sich neuerdings Aug. Wilhelm Mikewski in der „Natur“. Schlangen sind für Wärme sehr empfänglich. Sie ringen sich daher gern um den warmen Körper der „Beschwörer“. Köpfe harmloser Schlangen können Fakire daher auch ruhig in den Mund nehmen, weil sie von der Wärme angezogen werden. Bewegungen, die einen Tanz darstellen sollen, bedeuten nichts weiter als nervöse Zuckungen. Wenn es den Ansehern hat, als folge eine Schlange den Beschwörungen ihres Wändlers, so liegt hierin eine überaus geschickte Manipulation des letzteren: nicht die Schlange paßt sich den Bewegungen des Mannes an, sondern dieser den Bewegungen der Schlange. Diesen Ansehen zu erwecken, bedeutet allerdings eine Kunst für sich. Tatsächlich gibt es aber auch Wandler, die einen großen Einfluß auf die Reptilien auszuüben vermögen. Es sind aber nur wenige, die sich dieses Erfolges rühmen können, und diese Bevorzugten bewahren das Geheimnis ihres Erfolges auf das strengste.

## Aus der Praxis

**Die Taschenuhr im Winter.** Nun, da es kalt wird, fängt die Taschenuhr an, unregelmäßiger zu gehen als im Sommer. Bald läuft sie etwas vor, bald bleibt sie etwas zurück. Aber diese Unregelmäßigkeit unseres sonst so zuverlässigen Zeitmessers kommt nur von der nicht sachgemäßen Behandlung, wie ein Uhrmacher näher ausführt. Legt man die Uhr abends auf den Nachttisch, dann zieht die Kälte des Nachts das Metall zusammen, und die Uhr rennt vor. Am Tage, wenn die Uhr getragen wird, verursacht die Körperwärme wieder eine Ausdehnung des Metalls, und diese Veränderung verursacht ein Nachgehen. Man darf die Uhr abends nicht auf die kalte Tischplatte legen, sondern muß sie festschrauben an einem Nagel aufhängen. Sie darf niemals flach liegen, denn da sie während des Tragens festschraubt ist, so wirkt die Lageveränderung schädlich ein. Viel gesünder wird auch durch unregelmäßiges Aufziehen. Man ziehe die Uhr auf, wenn man sie morgens vom Nagel herunternimmt. Die Erschlitterung, der die Uhr beim Tragen ausgesetzt ist, greift die feine Feder an, während des Nachts die Ruhe ihr gut tut. Besonders sind die Frauen groß im schlechten Behandeln der Uhr. Auf 50 Männeruhren, die zum Reparieren gebracht werden, kommen gewöhnlich 100 Frauenuhren, denn die Damen ziehen ihre Uhr meistens erst auf, wenn sie ganz abgelaufen ist, und schädigen sie dadurch. Alle zwei Jahre einmal soll die Uhr geölt und gereinigt werden, das betrifft nicht nur den Gang günstig, sondern verlängert auch ihre Lebensdauer um 15 bis 20 Jahre.